



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unser Zeitungselend

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Gewerbe müssen und werden sich wieder erholen, und wo heute Ruhe und Öde herrscht, wird bald wieder der Dampfhammer dröhnen und die Säge kreischen.

Man hat die Fehler erkannt, die gemacht worden sind. Man hat schwer unter ihnen zu leiden gehabt und wird noch schwer zu leiden haben. Aber schon sind Schritte gethan, um die verderblichen Zustände zu beseitigen.

Der Kongreß hat sich im Prinzip für den Widerruf des Kompromisses von 1881, der Sherman-Silber-Akte, erklärt, und schon ist ein Ausschuß des Abgeordnetenhauses eifrig mit der Revision des Zollgesetzes, des größten Übels, beschäftigt. In wenigen Monaten wird die gemäßigte Wilsonbill dem Kongreß vorliegen und ohne Zweifel in kurzer Zeit das verderbliche, hochschutzzöllnerische Mac Kinleygesetz verdrängen. Die Amerikaner haben eingesehen, wie wenig Vorteil dieses Gesetz dem Lande gebracht hat. Einzelne Industrielle hat es zu Millionären gemacht; die große Menge aber hat empfindlich unter seinen Bestimmungen gelitten, und in den breiten Schichten des Volks ist man sich schon lange darüber klar, daß die Hochschutzzollpolitik Mac Kinleys das Land dem Ruin schneller und unaufhaltbarer entgegenführen muß, als irgend eine andre Maßregel, die berücksichtigte Sherman-Silber-Akte nicht ausgenommen.



Unser Zeitungselend



egen die sogenannten „parteiloßen Blätter“ schrieb kürzlich die Nationalzeitung: „Mit dem Schlagwort: »Die Politik verdirbt den Charakter« begann in Wahrheit ein lediglich auf Gelderwerb gerichteter Konkurrenzkampf gegen die politischen Zeitungen. Durch den Parteizwist sollte das deutsche Volk um seine Gemütlichkeit, um alle seine idyllischen Tugenden und Ideale gebracht worden sein. Pffiffig und geschickt wandte sich die Spekulation an das Micheltum, das in Deutschland nicht aussterben kann, Neuigkeiten, Klatsch und Unterhaltung plattester Art wurden die Devise dieser neuen Art von Zeitungen, die sich in dem Gefühl ihrer geistigen Inferiorität mit entsprechenden nichtsfagenden Namen begnügten. Auch den Frauen, denen diese leichte Lektüre willkommener ist, als die Ernsthaftigkeit der politischen Zeitungen, bevorzugten den Anzeiger oder den Zigarro, auch seiner Billigkeit wegen. Das billigste Blatt, das die zahlreichsten Anzeigen, alle Neuigkeiten der Welt und besonders aus der Stadt, nicht allein den Skandal von gestern, sondern auch den Skandal der Nacht und die »Man

sagt« des künftigen Tages mitteilt — es ist für viele schwer, solchen Reizmitteln zu widerstehen. Man brauchte diese Wandlung des Geschmacks, der mit dem Augenblick, wo die politische Windstille der Welt von einem Weltsturm abgelöst werden wird, umschlagen muß, nicht allzu tragisch zu nehmen, wäre nicht mit ihr eine schlimme Gefahr verbunden, die Gefahr der Versimpelung und des Rückfalls aus dem Bürgertum, das seinen Anteil an dem Staate fordert und tapfer festhält, in das Philistertum, das an der Bierbank »ein politisch Lied ein garstig Lied« schilt.“ So die Nationalzeitung.

Ein Sprößling des heiligen Köln schloß einmal seinen Schulaufsatz über den Frühling mit den denkwürdigen Worten: „Im Frühling sieht man Lich, Luf un Bäumcher.“ Darunter schrieb sein Schulmeister das treffliche Urteil: „Rech gut, nur nich ganz korref.“ Diese kurze Zensur möchten wir auch unter all die weichherzigen Klagelieder setzen, die gegenwärtig beim Publikum wie bei der Presse so beliebt sind. Was nützt es denn, in allen Tonarten über alle möglichen Übel dieser Welt zu klagen, wenn man es bei der bloßen Klage bewenden läßt! Wer von einem Mißstand in unserm öffentlichen Leben überzeugt ist, der soll sich nicht allzulange dabei aufhalten, die gute alte Zeit zu beweinen. Wer herzhast zugreift und sich bemüht, des Übels Grund aufzudecken, erweist uns einen bessern Dienst, denn Erkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Freilich, dabei muß man Dinge zur Sprache bringen, die zwar jedermann im Zeitungsstande kennt, die aber mancher Mann aus dieser Zunft gern mit dem Mantel christlicher Liebe deckt. Denn nicht die Leser allein und nicht die Zeitungen allein tragen die Schuld an dem Verfall der deutschen Presse, sondern Publikum, Redakteure und Verleger dürften ihn etwa zu gleichen Teilen auf dem Gewissen haben. Darum soll auch nicht etwa der Nationalzeitung irgend welcher Vorwurf gemacht werden; im Gegenteil, da die meisten Zeitungen ihren Klagegesang wiederholt haben, so darf man sein Urteil wohl ganz allgemein aussprechen.

Soviel steht fest: die sogenannten parteilosen Blätter haben in jüngster Zeit überall großen Erfolg gehabt. Wie ist das aber gekommen? Warum bestellen die Bürgerleute ihr altgewohntes Tageblatt, das die Fahne der Partei „unentwegt“ hochhielt und sie nebenbei mit den nötigsten Neuigkeiten versorgte, ab und schafften einen „Generalanzeiger“ an? Die „Generalanzeiger“ pflegen bei ihrer Gründung mit allen Mitteln einer geriebnen Geschäftskunst anzulocken, das ist wahr; aber man folgt einer neuen Verlockung doch nur, wenn einen bei der alten Liebe nichts mehr fesselt. Und hier liegt der Grund für den Erfolg der farb- und charakterlosen Zeitungen: unsre politische Presse ist im Stoff zu vielseitig und im geistigen Inhalt zu einseitig geworden. Unter den großen Blättern ist eine wüste Hezjagd nach Neuigkeiten ausgebrochen, und täglich gießen sie einen Riesenkorb voll funkelnagelneuer Nachrichten ohne allen Zusammenhang, im buntesten Durcheinander über den armen Zeitungs-

leser aus. Wer sich durch eine Spalte vermischter Nachrichten in der Nölnischen oder der Frankfurter Zeitung durchwinden will, der wird auf dem ganzen Erdball herumgehakt, und manchmal auch noch im weiten Himmelsraum. Ist denn auch nur das geringste Vergnügen dabei, in fünfzehn bis zwanzig Zeilen zu lesen, daß in England zwei Züge zusammengestoßen sind, daß in den Vereinigten Staaten ein Neger von der wütenden Volksmenge gelyncht worden ist, daß in Japan Überschwemmungen großen Schaden angerichtet haben, und daß es mittels des großen Refraktors der Lycksternwarte gelungen ist, zu den paar hundert kleinen Planeten, die wir schon kennen, noch einen neuen zu entdecken? Und ist der geistige Zusammenhang im politischen Teil etwa größer? Wenn man die wirklich tüchtige Geistesarbeit der Redaktion oder der Mitarbeiter vergleicht mit dem, was da zusammengebraut ist als ein Ragout von anderer Schmaus oder dem Leser als nur halb gar gekochte Speise in „Originaltelegrammen“ und „Privatdepeschen“ vorgefetzt wird, es ist doch jämmerlich wenig. Aber es mag ja schließlich gut sein, daß es ein paar große Sammelbecken giebt, in denen alles zusammenfließt, was auf dieser weiten Erde neues geschieht oder gelogen wird. Diese großen Weltblätter verdrängt auch die parteilose Presse nicht. Aber die mittlern Provinzzeitungen und die kleinen Lokalblätter, die frisst sie nach und nach auf. Und was diese Blätter so wehrlos macht, das ist ihre Einseitigkeit und Eintönigkeit. Grauenhaft trocken und geschäftsmäßig wird in der größten Masse dieser Blätter die Tagesgeschichte heruntergehäpelt. Srgend eine Leitartikelfabrik in Berlin versorgt das Blatt mit längst bekannten Geschichten, in der hergebrachten Parteifärbung dargestellt. Liest nun ein schlichter Bürgermann nach vollbrachtem Tagewerk an der Spitze seiner Zeitung die Überschrift „Die Liebesgabe der Branntweimbrenner,“ oder „Die Sozialdemokratie auf dem Lande,“ oder „Verkappte Kulturkämpfer,“ so überschlägt er das natürlich oder wirft das Blatt auch ganz beiseite, und man kann es ihm nicht übelnehmen, wenn er sich lieber an die vielen hübschen Geschichtchen im „Generalanzeiger“ hält, denn was sein Leibblatt von jenen Dingen sagt, das weiß er ja, wenn ers nicht längst wieder vergessen hat. Die übrigen politischen Nachrichten schneidet der Redakteur aus größern Zeitungen aus oder entnimmt sie telegraphischen, hektographirten oder gedruckten Korrespondenzen, jedenfalls aber stoppelt er sie geradeso mechanisch zusammen, wie es die Weltblätter thun. Die einzelnen Teile zu einem Ganzen zu verarbeiten, das der Leser ohne zu stocken durchlesen könnte, dazu fehlt es ihm an Zeit, selbst wenn er das Talent zu solcher Arbeit hätte. Ist es doch nicht einmal möglich, die eingehenden Nachrichten auf ein anständiges Deutsch hin durchzuarbeiten. Denn da der überwiegende Teil der Leute, die den Stoff für eine Zeitung liefern, nur halb oder gar nicht gebildet ist — das klingt komisch, nicht wahr? —, so müßten die Manuskripte in der Regel vollständig umgeschrieben werden, und dazu hat der Redakteur, wie gesagt, keine Zeit.

Uns sind in den letzten Tagen Berichte von der Ausstellung in Chicago durch die Hand gegangen, die eine Anzahl mittlerer und kleinerer Zeitungen abdrucken; nicht einen Satz hätte man ungeändert stehen lassen können, wenn man ein halbwegs richtiges Deutsch daraus hätte machen wollen! Hat aber der Redakteur keine Zeit zum Umarbeiten, so hat er natürlich noch weniger zu eigner Arbeit. Zu neu auftauchenden Fragen Stellung zu nehmen, darauf muß er also völlig verzichten. Er wartet, bis von Berlin die Parole ausgegeben ist, oder bis irgend ein großes Blatt seine Meinung gesagt hat. Daß die entlehnte oder zusammengestellte Weisheit dann zäh und trocken ausfällt wie Leder, ist kein Wunder.

Nun giebt es ja wirklich noch Leute, die Journalisten werden, nicht weil sie in drei oder vier andern Berufsarten entgleist sind, sondern weil sie das Zeug in sich fühlen, den Gedanken und Wünschen, die die Masse des Volks unklar bewegen, eine klare Form zu geben, und so durch die Feder mitzuarbeiten am tausenden Webstuhl der Zeit. Solch einer gewöhnt sich zu Anfang natürlich schwer an das Einerlei der redaktionellen Tretmühle und läßt sich durch keinerlei Hemmnisse abhalten, auch einmal einen frischen Ton hineinzuwurfsen in das eintönige Gedudel der gesinnungstüchtigen Parteimusik. Das bekommt ihm aber meistens sehr schlecht, und das hat seinen Grund in der Unduldsamkeit des deutschen Lesepublikums. Der Franzose verlangt von seiner Zeitung vor allem Wiß, einen witzigen Artikel liest er mit Behagen, und wäre er von seinem politischen Todfeinde geschrieben; der Deutsche verlangt von einer politischen Zeitung vor allem „Charakter,“ durch lange Überlieferung bewährten Charakter. Der Franzose verlangt von seinem Blatte täglich irgend eine geistige Anregung; der Deutsche verlangt täglich die Versicherung, daß noch auf dem alten, kreuzlahmen Gaulle weitergeritten wird. Man mag einen ungewohnten Gedanken noch so gut gemeint, noch so gefällig eingekleidet, noch so schlagend begründet haben, man kann sicher sein, einige Biedermänner vor den Kopf zu stoßen, die sich darüber ärgern, daß der Parteikarren aus dem ausgefahrenen Geleise herausjoll. Die schreiben dann dem Verleger einen groben Brief, es sei ihnen schlechthin unbegreiflich, wie eine so altbewährte Zeitung einen solchen Artikel bringen könne; sollte sich der Fall wiederholen, so würden sie sich zu ihrem Bedauern genötigt sehen, die Zeitung, der sie fünfundzwanzig Jahre hindurch treu geblieben seien, abzubestellen. Und wenn sich der Verleger sonst monatelang nicht um sein Geschäft bekümmert, mit einem solchen Brief rennt er spornstreichs auf die Redaktion, macht einen Heidenlärm und wirft dem Redakteur vor, er wolle sein Blatt zu Grunde richten. (Es ist nämlich eine Gewohnheit der deutschen Zeitungsverleger, ihren Redakteuren jeden Leser vorzuhalten, der dem Blatte abspenstig wird; von denen, die etwa neu hinzutreten, pflegen sie dagegen rücksichtsvoll zu schweigen.) Der Redakteur, der sein Bestes gegeben hatte und vielleicht gerade an seinem guten Einfall

weiter spinnt, wird natürlich durch die kleinlichen Vorwürfe verstimmt, wirft die Feder hin und greift zur Schere, mit dem Vorsatz, sich in Zukunft die undankbare Arbeit zu sparen. Zwar wird er dem Vorsatz noch ein paarmal untreu, nach und nach aber wird ihm das geistige Komödiantentum, zu dem ihn die stete Rücksicht auf Verleger und Publikum zwingt, zur Gewohnheit; da er über gewisse Dinge seine ehrliche Meinung nicht sagen darf, so hilft er sich mit ein paar leeren Phrasen, und die Zeitung bleibt, was sie war, nämlich langweilig. So geht es bei der sogenannten unabhängigen Presse zu. Wie es bei Blättern aussieht, die von irgend welchen Behörden abhängen, kann man sich darnach vorstellen. Wehe dem Redakteur oder Berichterstatte eines „Amtsblattes,“ der sich erdreistet, irgend eine Angelegenheit, und wäre es auch die Gerichtsverhandlung über die Prügelei zweier Marktweiber, in scherzhafter Form darzustellen! Ein deutscher Beamter von echtem Schrot und Korn kann nun einmal den Humor nicht ausstehen, sein Ideal einer Zeitung ist das gedankentiefste Blatt der deutschen Presse, der „königlich preussische Staats- und kaiserlich deutsche Reichsanzeiger.“

Ist der politische Teil unserer meisten Zeitungen schon eitel Sandwüste, so sieht es in dem übrigen Teil, ganz abgesehen von den „Selbstmorden,“ „entfesselten Unglücksfällen“ und „drolligen Begebenheiten,“ noch viel trauriger aus. Da werden im Feuilleton nicht bloß die hundert- und zweihundertjährigen, sondern neuerdings auch schon die achtzig-, die sechzig- und die vierzigjährigen Todestage aller berühmten Männer gefeiert; mit dem Abreißkalender und dem Konversationslexikon ist das ja jetzt so ungemein bequem gemacht. Da erscheint immer wieder im Frühling der strophendurchwebte Aufsatz über das Weilchen oder die Linde, im Sommer der unvermeidliche „Essai“ über die Ameisen und Wespen, im Herbst die lehrreiche Zusammenstellung der höchsten Türme. Daneben wird auch die Ortsgeschichte gepflegt. Wir kennen ein Provinzblatt, das in Zwischenräumen von ein bis zwei Jahren seinen Lesern immer wieder dieselben abgestandnen Anekdoten aus der alten Stadtchronik aufstischt; mit größter Regelmäßigkeit kehrt derselbe „Liebesbrief aus dem siebzehnten Jahrhundert,“ dieselbe falsche Erklärung irgend eines alten Stadtwahrzeichens, dieselbe längst ins Reich der Fabel verwiesene galante oder Schauer Geschichte wieder. Wie aber vollends Kunst und Litteratur behandelt wird, das ist nun gar zum Weinen. Wie viel „sensationelle Erfolge“ werden nicht alljährlich allein von Berlin aus nach allen Ecken unsers Vaterlandes hinausposaunt, und neunundneunzig Prozent davon erweisen sich als einfach gelogen. Über jedes neue Schundstück, das Blumenthal und Radelburg in die Welt setzen, bringen unsere größten Zeitungen lange Besprechungen, das Urteil am Schluß schwankt stets zwischen „durchschlagender Wirkung“ und „freundlich aufgenommen“; und bekommt man das Ding nachher zu Gesicht, so fragt man sich, wie ein Mann von gesundem Verstande nur hat die Hand zum Klatschen regen können. Über

die Oper „Cornill Schut“ von Smareglia und ihre Aufführung in Prag berichteten unsere beiden größten Tageszeitungen seiner Zeit genau das Gegenteil. In der Beilage zur zweiten Morgenausgabe der Kölnischen Zeitung vom 1. Juni 1893 war darüber zu lesen:

In Prag, der Hauptstadt Böhmens, hat am 20. d. M. ein höchwichtiges musikalisches Ereignis stattgehabt. Im böhmischen Nationaltheater ward Smareglia's „Cornill Schut“ zum überhaupt (!) erstenmale aufgeführt. Dieser „Schut“ ist ein merkwürdiges Werk, sowohl was den Text, wie auch insbesondere was die Musik betrifft. Die dreiaktige ernste Oper hat den Dichter Luigi Illica zum Verfasser. (Folgt die Inhaltsangabe des Textbuches, dann heißt es weiter:) Zu dieser poetischen Handlung, deren idealer Zug zu der Tagesrichtung in scharfem Gegensatz steht, hat der erst achtunddreißigjährige Styrer Anton Smareglia eine Musik geschrieben, deren Geistesflug jedem dafür empfänglichen Bewunderung abzwingt. Die tiefinnere Glut echt künstlerischen Empfindens leuchtet in dieser auch im Technischen eine seltne Meisterschaft bekundenden Partitur auf. Die Orchesterbehandlung steht auf der Höhe modernster Entwicklung. Die Instrumentation ist von herauschender Farbenpracht und stets im Sinne (!) dramatischer Charakteristik behandelt. Die Vorspiele zu den einzelnen Akten zählen zu den bedeutendsten ihrer Art und lassen in Erfindungskraft und Feinheit der Ausführung die beliebtesten Intermezzi Mascagnis weit hinter sich. An mehr als einer Stelle fühlt man sich da von Beethovenschem Geiste angeweht. Die Welt hat lange nach einem würdigen Nachfolger Wagners gesucht, hier scheint er erstanden zu sein. Der Verfasser des tiefgedachten Werkes kann, wenn auch nicht, was Ursprünglichkeit betrifft, so doch in Bezug auf Treue und Schlagfertigkeit des Ausdrucks sowie in echt dramatischer Führung des Orchesters jeden Vergleich aushalten. Einheitlicher Stil, Adel und Kraft zeichnen diese großartige Schöpfung aus, die zweifellos dazu bestimmt ist, den Siegeszug über alle größern Bühnen anzutreten. Die Aufführung war allen Lobes würdig. Der temperamentsprühende Herr Adolf Cech beherrschte den verwickelten Opernapparat völlig. Er dirigierte mit Schwung und großer Feinsüßlichkeit. Die durchwegs (!) gerundete Vorstellung fand begeisterte Aufnahme.

Nun vergleiche man mit diesem schwungvollen Hymnus, was die zweite Ausgabe der Frankfurter Zeitung vom 2. Juni 1893 über denselben Gegenstand sagt.

Aus Prag wird uns berichtet: So heikel und undankbar auch das Prophetenhandwerk im allgemeinen und ganz besonders im Bühnenleben ist, wagen wir heute dennoch die Voraussetzung, daß die jüngst am tschechischen Theater aufgeführte neue Oper „Cornill Schut“ von Smareglia an keinem bedeutendern Theater Repertoireoper werden wird. Und zwar deshalb, weil der Komponist vorwiegend zusammengewürfelte Musik aus zweiter Hand bietet. Etwas Gounod und etwas mehr Wagner — etwas Neutalien und etwas mehr Altdeutschland — etwas Mendelssohn und etwas mehr Beethoven — daneben eine Menge jener Phrasen, die gar keine Marke tragen, weil sie Gemeinplätze sind: diese merkwürdige Mischung bildet eine höhere Gattung halbtheatralischer und halbsymphonischer Kapellmeistermusik, welche sich einer frischen, bühnenmäßigen Wirkung auf das Publikum widersetzt. Doch nicht nur seinen eignen Stil, auch ein theatralisches Textbuch wird Smareglia vorher finden müssen. Ein theatralisches: darunter verstehen wir ein solches, das nicht dunkle, innerliche, sondern klare, äußere Konflikte behandelt, das Span-

nung erregt, das abwechslungsreiche und aufsteigende Situationen bietet, und das der mehrstimmigen Vokalkomposition genügenden Raum giebt. Zu dieser theatralischen Art zählt Illicos Libretto ganz und gar nicht. Es ist eine verschwommen-schönfelige (!), auf der Bühne sorglos hingeworfne Novelle mit sogenannter „schöner Diktion,“ welche, mag sie nun wollen oder nicht, dazu bestimmt ist, vom Orchester weggeblasen und von den Sängern weggesungen zu werden. Leider that auch die Darstellung für den Komponisten nur wenig. Es gab bedenkliche Schwankungen im Ensemble, und nur selten bemerkte man etwas, das einer feinern vokalen und instrumentalen Schattirung ähnlich sah. Was letzteres betrifft, so zeigte sich wieder einmal deutlich, daß das tschechische Theater an Kapellmeisterlamitäten leidet, welche die verdienstvolle, gewissenhafte Direktion wird beseitigen müssen, wenn sie die hervorragende Bedeutung des Instituts nicht unnötigerweise schmälern will. Die besten hiesigen Musiker sind darüber einig: der überaus tüchtigen musikalischen Armee fehlt der halbwegs tüchtige General.

Einer von den beiden Berichterstatlern muß da doch Unsinn geschrieben haben, bewußt oder unbewußt, aus bösem Willen oder aus Unfähigkeit. Aus beiden Ursachen wird unglaublich viel gesündigt in der deutschen Presse. Ein sogenannter Kollege von uns — er war in jungen Jahren Drechsler oder Setzer gewesen, man wußte das nicht genau; später war er ein Lump in Folio, was um so zuverlässiger bekannt war — leistete sich einmal folgendes. Über das Konzert einer Sängerin, die zwar kein Genie war, aber doch ein hübsches Talent und natürliches Geschick hatte, schrieb er einen Bericht in den überschwenglichsten Ausdrücken eines begeisterten Lokalpatrioten; acht Tage darauf riß er, von einer alten singestundengebenden Jungfer aufgeheßt, dieselbe Sängerin in demselben Blatt herunter. Wie bei diesem Wiederemann, so gehen Dummheit und Charakterlosigkeit bei der Presse gewöhnlich in traurem Verein.

Doch mit dem unerquicklichen Thema des bösen und auch des zu guten Willens, der leider so vielen Vertretern der Großmacht Presse eigen ist, wollen wir uns nicht befassen. An dem Schaden, den ihre Unfähigkeit anrichtet, bleibt uns ohnedies noch genug zu besehen. Da wird so viel gejammert über den Verfall unsrer Bühnenkunst. Ist denn das ein Wunder? Man sehe sich die Kerlchen doch nur an, die über die Kunst zu Gericht sitzen! Man möchte ihnen die Hamburgische Dramaturgie um die Ohren schlagen, wenn man das Zeug liest, das sie da über das deutsche Theater zusammensudeln, vom „geistvollen“ Kritiker jüdisch-deutscher Nation in Berlin bis zum Chefredakteur im kleinsten Krähwinkel, der auch noch den Drucker und Verleger in seiner geschätzten Person vereinigt. Da beginnt einer seinen Bericht über eine Auf- führung der Heimat von Sudermann: „Der Berliner Erfolg von Sudermanns Heimat hat auch bei uns vorgestern ein lautes Echo geweckt.“ Also weil das Stück in Berlin Erfolg hatte, hatte es ihn auch bei „uns“? Sehr schmeichelhaft für „uns.“ „Es ist das interessanteste und technisch vollendetste seiner Dramen.“ Das ist nicht wahr. Sodoms Ende ist interessanter, weil

es wenigstens ein lebenswahres, wenn auch nicht künstlerisch wahres Sittenbild aus der Hauptstadt ist. Technisch ist die Heimat genau so mangelhaft wie die andern Stücke Sudermanns. „Das Recht der Individualität ist das Schlagwort der modernen Kunst geworden. »Ich bin ich und darf mich nicht verlieren,« ruft Magda in der Heimat, und mit ihr ruft es der ganze, große Chor der jugendlichen Stürmer und Dränger. Ein Geist des sittlichen und künstlerischen Aufruhrs geht durch die moderne Welt. Die Regeln der Moral werden zum alten Plunder geworfen wie die Regeln der Kunst. Das Ich bäumt sich auf gegen das Gesetz; jeder Mensch will als ein Neues, Besondres, noch nie Dagewesenes gelten und fordert als erstes Recht, sich voll ausleben zu dürfen, so wie er ist.“ Ist das wirklich etwas neues? Das Recht der Persönlichkeit im Kampfe gegen das Herkommen hat bereits der alte Sophokles in der Antigone geschildert, und Richard III., Faust, Kabale und Liebe, der Erbfürster und vor allem Grillparzers Medea behandeln ausführlich denselben Gegenstand. Es ist überhaupt kein Drama denkbar, in dem sich nicht das Recht der Persönlichkeit geltend machte. Was soll also das ganze Gefasel von einem angeblich neuen Schlagwort? „Bald wie Niobe »ganz Thränen«, bald das Antlitz in tiefstem Schmerz versteinert, bald in bitterster Reue zerknirscht, bald wie ein koboldartiges Wesen, dem die Launen wie kleine heiße Ströme durch die Fingerspizen laufen, dann wieder im leidenschaftlichen Trotz, in fieberhafter Unruhe und im Tone tiefster, thränenvoller Trauer und Tragik — immer war sie von künstlerischer Noblesse und nie ohne die Allüren einer Weltkame.“ Wer da noch kein klares Bild von dem Spiel der Magda hat, der wird es nie bekommen! „Mit rauhen, heisern Tönen, die kurz, atemlos aus ihrer Kehle herausrollen, hört sie den Vorschlag des Strebers an, ihr Kind zu verleugnen — es ist eine unheimliche Stimmung, wie sie im richtigen Einklang mit dem finstern Augenblick steht, in dem sie ihren frühern Geliebten weit von sich weist.“ Es wird einem ganz gruselig zu Mute. Über all solche Phrasen unsrer Theaterkritiken, von denen gar nichts übrig bleibt, wenn man sie logisch zergliedert, liest aber das Publikum gedankenlos hinweg. Wie sie geschrieben sind, nur um etwas zu schreiben, so werden sie auch gelesen, nur um etwas zu lesen. Aber wer täglich gedankenloses Geschwätz liest, dem gehen das gesunde Urtheil und der gute Geschmack unheimlich schnell in die Brüche. Ein dramatisches Kunstwerk als Ganzes zu beurteilen, ist überhaupt nicht jedermanns Sache; jedenfalls aber wird die Fähigkeit dazu, auch bei den besten Anlagen, nur durch ernstes Studium erworben. Mit dem Studium aber schiebt es bei den Herren, die auf den kritischen Richtersthühlen unsrer mittlern Zeitungen sitzen, oft sehr windig aus. Aber auch sonst ist in unsrer Kritik eine widerwärtige Manier eingerissen. Da wird zunächst ein großer Phrasenbrei von allerhand -ismen angerührt, dann ein wenig von dem Inhalt des Stückes erzählt, und schließlich kraft

eigner Unfehlbarkeit über Dichter und Darsteller das Urteil gefällt. Gewiß giebt es rühmliche Ausnahmen; aber von denen reden wir nicht, wir reden von der Regel. Und in der Regel wird bei den kritischen Urteilen unsrer Tageblätter auch nicht einmal der Versuch gemacht, das gefällte Urteil zu begründen; und wenn er gemacht wird, so ist die Begründung höchst dürftig. Denn vernünftigerweise kann der Dichter nur an anerkannten Meistern und der Schauspieler nur am Dichter gemessen werden; unsern Kritikern aber beliebt es, beide — an ihrem eignen hohen Geiste zu messen.

Genau so jämmerlich aber steht es um die litterarische Kritik. Zwar hat auch das kleinste Wurstblatt heute seine Rubrik „Litterarisches.“ Aber was da untergebracht wird, sind meist vorgedruckte Reklamen, die notgedrungen aufgenommen werden müssen, weil sonst die zugehörigen Anzeigen ausbleiben. Auch bei Büchern, die zur Besprechung eingesandt werden, schiekt der freundliche Verleger gleich das gedruckte Urteil mit, weil er weiß, daß der Redakteur doch keine Zeit hat, das Buch zu lesen. Aber auch größere Blätter verwenden viel zu wenig Raum auf Kunst und Wissenschaft. Stoff schleppen sie ja genug zusammen, Thatfachen, denn „Thatfachen“ heißt das Schlagwort, das jedem Berichterstatter zu Beginn seiner Laufbahn eingepaukt wird. Mag ein Droschkengaul gestürzt, ein Wasserleitungsrohr gesprungen oder eine Gardine verbrannt sein, mag ein Festmahl oder ein Jubiläum „stattgefunden“ haben — und wie viel Festmähler und Jubiläen muß der Mensch jetzt über sich ergehen lassen! —, mag einer Hofrat geworden sein oder einen Orden gekriegt oder das Zeitliche gesegnet haben — immer her damit! Nur Thatfachen!

Für Thatfachen sorgen namentlich auch die zahlreichen Vereine, die geradezu albern geworden sind in ihrer Sucht, sich gedruckt zu sehen. So kläglich kann kein Konzert mißlingen, daß es in dem Bericht, den der Schriftführer nachher der größten Provinzzeitung einsendet, nicht „einen großartigen Verlauf“ genommen hätte. Daß die Lokalblätter Weihrauch streuen, versteht sich von selbst. Denn wenn sich eins von ihnen erdreisten wollte, die schlichte Wahrheit zu sagen, so würden ja sämtliche Mitglieder des Vereins noch an demselben Tage das ungezogene Blatt abbestellen. Die bloße Drohung genügt, den Verleger für alle Zukunft gefügig zu machen. Was aber dem einen bewilligt wird, kann man dem andern nicht abschlagen. Und so wird denn über den letzten „Studienausflug“ des Geschichtsvereins, wie über die Fahnenweihe der Klempnergesellen, über das Sommervergnügen des Radfahrerklubs Windsbraut wie über das zweijährige Stiftungsfest der Regelgesellschaft Hilaria, über die erste Winterversammlung des Evangelischen Jünglingsvereins wie über den Antrittskommers der „Akademia“ mit der ganzen liebevollen Ausführlichkeit berichtet, deren nur ein Vereinsprotokoll fähig ist. Wer geredet hat, auf wen geredet worden ist, was man gegessen hat, welche unsterblichen Verdienste sich

der Wirt erworben hat, wer für den „dekorativen Schmud“ des Saales gesorgt hat, welcher Gärtner, welcher Tapezierer, alles, alles wird uns getreulich mitgeteilt!

Nun wird man einwenden, all dieses Sammerzeug finde sich nicht in der politischen Presse allein, sondern auch bei den parteilosen Blättern, ja bei diesen in noch viel höherm Maße. Das ist richtig. Aber bei allen Mängeln haben diese Generalanzeiger eine Seite, die für den Bürgermann sehr verlockend ist: sie bieten mehr Unterhaltungstoff, als sich die politischen Blätter leisten können. Aus allen Zeitungen stehlen sie die kurzen Geschichten zusammen, die dem kleinen Mann besser munden als der aufgewärmte Kohl der Parteipolitik. Und da die Generalanzeiger ihren Stoff größtenteils stehlen, so können sie ihn unvergleichlich viel billiger liefern als andre Blätter, und so ist es kein Wunder, daß sie diese verdrängen, obwohl sie keineswegs besser sind. Wenn eine Hausfrau, und wäre sie das beste Weib von der Welt, ganz in der häuslichen Beschäftigung aufgeht und für nichts andres Interesse zeigt, so läuft der Mann aus dem Hause und läßt sich von gefälligen Halbweltdamen die Zeit vertreiben. So ist es auch der braven politischen Presse gegangen. Sie führt die Parteiwirtschaft sehr gewissenhaft, ist aber etwas langweilig geworden, und deshalb hat sich das Publikum in die zwar weniger gute, aber unterhaltzamere Gesellschaft der Generalanzeiger begeben. Natürlich ist auch die Rückwirkung nicht ausgeblieben. Die Verleger der politischen Zeitungen verdienen ebenso gern Geld wie die der Generalanzeiger, und so ist denn ein toller Wettlauf nach Geld und Abonnenten ausgebrochen, und die Presse, die die öffentliche Meinung leiten sollte, ist zur feilen Dirne des Publikums geworden. Mit mehr oder minder Eifer und Erfolg kriechen die einzelnen Blätter vor Behörden, Vereinen, Geschäftsleuten und einzelnen Abonnenten auf dem Bauche. Wie nirgends sonst herrscht hier der Grundsatz: alles ist erlaubt, was nicht geradezu verboten ist; und wo nicht das Selbstbewußtsein der Redaktion dem Geschäftsverstande der kaufmännischen Leitung ein starkes Gegengewicht hält, da kann man den größten Blödsinn und die schreiendste Unwahrheit in eine Zeitung bringen, wenn man nur den geeigneten Druck anzuwenden weiß. In den meisten Fällen ist das sehr einfach. Ehe der Verleger dem Konkurrenzblatt eine Anzeige zukommen läßt, erklärt er sich zu allem bereit, was seinem Blatte keinen unmittelbaren Schaden zufügt.

Muß man dieses Unwesen nun ruhig weiter wuchern lassen? Wir glauben, nein. Freilich, den Geschmack des Publikums kann man nicht von heute auf morgen dahin ummodeln, daß es sich von der Schundpresse ab- und den bessern Blättern wieder zuwendet. Aber wenn die übrigen Beteiligten, Staat, Verleger und Journalisten, an ihrem Teil ehrlich darangehen, die deutsche Presse aus dem Sumpf herauszuarbeiten, dann wird auch der Geschmack des

Publikums mit der Zeit wieder besser werden. Denn auch der Staat brauchte bei der hohen Bedeutung, die die Presse für ihn hat, der Mißwirtschaft nicht gerade so teilnahmslos zuzusehen oder sie gar noch zu begünstigen wie bisher. Und das thut die Regierung in weitem Maße und in der unverantwortlichsten Weise durch den Unfug der „offiziellen“ und „offiziösen“ Nachrichten, die nach wie vor von hohen und niedern Beamten in die Blätter „lancirt“ werden. Diese Stimmungsmacherei ist einer starken Regierung unwürdig. Den Zeitungen aber verderben die „offiziösen“ Einflüsterungen den Charakter und — den Stil. Jede Behörde, ob hoch ob niedrig, sollte das, was sie zu sagen hat, in gleicher Form und zu gleicher Zeit allen Blättern zugehen lassen, die für sie in Betracht kommen. Keine Zeitung wird die Aufnahme dieser Mitteilungen verweigern. Was die Norddeutsche Allgemeine „an hervorragender Stelle zum Abdruck bringt,“ macht ja auch die Kunde durch die ganze Presse, wenn es auch in dem dunkelsten Drakeldeutsch geschrieben ist, das die alte Pythia zu wege bringt. Da wird immer behauptet, es gehe nicht an, daß die Regierung nur offen und ehrlich ihre Meinung sage; sie bedürfe der Unterstützung durch eine unabhängige und doch zugleich „regierungsfreundliche“ Presse. Sa die Regierung soll es doch mit der Ehrlichkeit in der Pressevertretung erst einmal versuchen! Freilich muß sie darauf gefaßt sein, daß ihre gute Absicht zu Anfang mißbraucht wird, aber darum braucht sie nicht nach vierzehn Tagen wieder zu dem lieben alten Tuschelsystem zurückzukehren. Zur Ehrlichkeit gehört Mut, aber wenn die Regierung diesen Mut und die nötige Ausdauer bewiese, könnte sie die Presse wohl nach und nach auch zur Ehrlichkeit erziehen.

Die Regierung müßte aber ferner anständige Blätter gegen die Schwindelkonkurrenz von Neugründungen schützen, die keinem Bedürfnis entspringen, sondern nur darauf ausgehen, dem Publikum das Geld aus der Tasche zu locken. Man muß es mit angesehen haben, wie solch ein Wisch von Generalanzeiger in die Höhe gebracht wird. Da wird das Blatt erst ein Vierteljahr lang den Leuten umsonst ins Haus getragen. Erst bleibt es liegen, dann liest die Köchin darin zufällig eine angenehm gruselige Geschichte und erzählt sie der Hausfrau. Die macht ihren Mann auf das neue Blatt aufmerksam, und da es nun doch Tag für Tag ins Haus fällt, so gewöhnt man sich dran, wie man sich an einen fremden Hund gewöhnen kann, der sich tagtäglich zur Mittagszeit einstellt, um sich die Knochenabfälle zu holen. Ist das Blatt erst einigermaßen eingebürgert, so erhebt es zwanzig Pfennige monatlich als „Bestellgebühr.“ Diese Gebühr wird nach und nach auf vierzig oder fünfzig Pfennige erhöht, nebenbei aber der Inhalt des Blattes „immer reichhaltiger gestaltet.“ Gleichzeitig werden die Geschäftsleute durch Vergünstigungen im Preise der Anzeigen gekapert, und wenn das Geschäft gut geht und das Blatt erst so viele Leser hat, daß es auf die anständigen Leute keine Rücksicht mehr

zu nehmen braucht, so pflegt es in seinem redaktionellen Teil den gemeinen Klatsch und den pikanten Skandal. Das Unheil, das diese Blätter mit ihren „sensationellen“ Nachrichten anstiften, bleibt lange im stillen, denn Verrohung des Geschmacks ist ein Übel, das schleichend weiter frißt, bis dann plötzlich ein Vorfall wie der zwischen dem General Kirchhof und dem „verantwortlichen Leiter“ des Berliner Tageblatts ein grelles Streiflicht auf den trüben Sumpf und seine Giftpflanzen wirft. Dann wird alsbald „offiziös geschrieben,“ daß die Regierung einen Gesetzentwurf ausarbeiten lasse, der der ganzen Presse ohne Unterschied einen Klotz aus Wein binden soll. Wird der Entwurf Gesetz, so macht er natürlich in erster Linie der anständigen Presse das Leben sauer, denn die Wiederwärtler, die ihren idealen Lebenszweck darin erblicken, Generalanzeiger zu gründen — es giebt deren wirklich, die nichts andres thun —, schlüpfen auch durch die engsten Maschen des Strafgesetzbuches durch. Will man ihnen das Handwerk gründlich legen, so muß man sie auf ihrem eigensten Gebiete fassen, auf dem des Geschäfts. Man erhebe von jeder neuen Zeitung, die nicht ganz unzweideutig nachweisen kann, daß ein Bedürfnis nach einer neuen Gründung vorliegt, eine so hohe Abgabe, daß das bloße Geschäft dadurch sehr erschwert wird. Und man erhebe diese Abgabe, die natürlich in einem bestimmten Verhältnis zum Preise des Blattes und zur Höhe der Auflage stehen muß, bis es sich trotz dieses Hindernisses eine gewisse Zahl von Lesern erworben hat, womit das Bedürfnis nachgewiesen wäre, oder bis es selig entschlafen ist. Dieser Vorschlag hat nicht den Zweck, Herrn Miquel „eine neue Steuerquelle zu erschließen,“ wie es immer so sinnreich heißt, sondern dem Fortwuchern eines Parasiten dadurch Einhalt zu thun, daß man ihm die Lebensbedingungen schwerer macht. Kann man dies Verfahren auch auf die bestehenden Blätter ausdehnen in einer Form, die die anständige Presse schon, um so besser. Sollten darüber ein paar hundert Zeitungsgeschäfte in Deutschland zu Grunde gehen, so wäre das ja ein sehr erfreulicher Erfolg. Zeitungen giebt's dreimal zu viel, und wer eine Krankheit los werden will, darf auch die Krisis nicht scheuen.

Das beste freilich muß in der Presse wie überall im Leben die Selbsthilfe thun, für die der Staat nur endlich freie Bahn schaffen möge. Vor allem sollten es die Verleger aufgeben, mit so wenigen und so schlechten Kräften zu arbeiten. Auch Zeitungen, die ihren Verlegern viele Tausende einbringen, bezahlen oft so schundige Pfennighonorare, daß sie sich natürlich mit jämmerlichen Gesellen begnügen müssen. Wenn das Publikum den Mitarbeiterkreis mancher Zeitung in einem Gruppenbilde photographirt sehen könnte! Es nähme nicht eine Nummer mehr in die Hand. Die Kräfte, die die meisten unserer Lokalblätter leiten und machen, stehen in schreiendem Mißverhältnis zu dem großen Einfluß, den diese Blätter auszuüben imstande sind. Man sollte meinen, an die Fähigkeiten eines Menschen, der die geistige Nahrung für Tausende von Er-

wachsenen, darunter doch auch ein paar Hunderte von gebildeten Leuten zu liefern hat, müßten ganz besonders hohe Anforderungen gestellt werden. Aber es ist wahrhaft rührend, mit wie wenig unsre Zeitungsverleger zufrieden sind. Auf Beherrschung und anständige Behandlung der deutschen Sprache wird vollends kein Anspruch mehr erhoben. Es ist ja auch nicht nötig, denn der Text des Blattes wird aus Schnitzeln und Spänen, Abfall von andrer Herren Tische, zusammengeklebt. Und was der Herr Redakteur unbedingt selbst schreiben muß, Berichte über Theater, Konzerte und örtliche Fragen, das ist meist so hohles Zeug, daß wenig darauf ankommt, ob es in gutem oder schlechtem Deutsch geschrieben ist. Größere Provinzialblätter halten zwar darauf, daß wenigstens ihre Redakteure eine tüchtige Bildung genossen haben, notabene, wenn die Besitzer der Zeitung selbst so viel Bildung haben, das beurteilen zu können! Aber sie stellen nicht genug Leute an, sodaß die einzelnen überbürdet sind und gar nichts anders thun können, als den Stoff mechanisch aneinanderreihen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat einmal an einem größern Provinzialblatte gearbeitet, das 18 bis 20000 Abonnenten zählte und seinem Besitzer einen jährlichen Reingewinn von 50 bis 60000 Mark abwarf. Wir waren drei Redakteure und bezogen zusammen — 6460 Mark Gehalt im Jahre; der Chef war im siebenten oder achten Jahre an dem Blatte thätig. Wir hatten alle drei Lust und Liebe zur Sache, kamen sehr gut mit einander aus und thaten infolgedessen unsre Schuldigkeit, so gut wir konnten. Vor allem hielten wir auch auf anständiges Deutsch. Aber man mußte ja froh sein, wenn man aus den Korrespondenzen, die täglich aus ein paar Duzend Landstädtchen einliefen, die orthographischen Fehler ausgemerzt hatte! Mehr daran zu bessern, erlaubte die Zeit nicht. Denn da waren auch noch einige dreißig Zeitungen durchzulesen und Lokalberichte zu schreiben. Korrekturlesen folgte später. Einmal hatten wir von halb neun Uhr morgens bis dreiviertel drei nachmittags gearbeitet, aßen dann zu Mittag und gingen bis halb fünf Uhr spazieren. Als wir in die Redaktion zurückkamen, rief uns der Verleger zu sich, klopfte uns freundlich auf die Schulter und sagte: „Meine Herren, solange Sie in meinem Geschäft arbeiten, sehen Sie doch zu, daß Sie um drei Uhr wieder auf Ihrem Posten sind, nicht wahr?“ Ein andrer Zeitungsverlag, der uns bekannt ist, druckt täglich zwei Ausgaben einer Provinzialzeitung von zusammen acht Seiten und ein Anzeigenblatt, dessen Umfang zwischen vier und zwanzig Seiten schwankt. Die ganze Redaktionsarbeit — für die Zeitung allein fünf bis sechs Seiten Text täglich — besorgte bis vor kurzem der Chefredakteur mit einem Lokalberichterstatter von mäßigem Schreibertalent! Daß da von „einwandfreier“ Verarbeitung, geschweige von eigner Arbeit nicht die Rede sein kann, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Wenn unsre Zeitungen in Form und Inhalt besser werden sollen, so müssen sich die Zeitungsverleger entschließen, durchweg mehr Redakteure und

nur Leute von ganz tüchtiger Vorbildung anzustellen. Denn der einlaufende Stoff, ob er nun von irgendwelchen x-beliebigen Leuten aus dem Publikum oder von regelmäßigen Lokalberichterstattern und Korrespondenten oder aus den großen Depeschbüreaus geliefert wird, bedarf der gründlichsten Umarbeitung, wenn er genießbar werden soll. Andererseits aber muß es jedem Redakteur möglich gemacht werden, sich von der Arbeit des bloßen Sammelns und Zusammenstellens freizumachen, wenn ihm eine Anregung zu eigener Gedankenarbeit kommt. Die einzelnen Fächer der Redaktionsarbeit müssen also doppelt besetzt sein, d. h. zu einer mittelgroßen Provinzialzeitung gehören mindestens vier bis sechs tüchtige Redakteure. Die meisten Blätter dieser Art arbeiten aber mit zweien, höchstens mit dreien, von denen einer womöglich noch jedem Arm- oder Beinbruch, der in der Stadt vorfällt, nachlaufen muß. Es ist nicht einzusehn, warum die ausreichende Besetzung der leitenden Kräfte einer Zeitung nicht gesetzlich erzwungen werden könnte. Straßen-, Bau-, Wege-, Wasser- und Eisenbahnpolizei sorgen dafür, daß das leibliche Wohl der Staatsbürger durch Nachlässigkeit oder Gewinnsucht des Einzelnen nicht geschädigt werde. Das geistige Wohl seiner Mitmenschen aber kann jeder ungebildete oder gewissenlose Zeitungsbesitzer untergraben, solange er will, darum kümmert sich der Staat nicht.

Natürlich müssen die Journalisten an der Hebung ihres Standes auch selbst mitarbeiten. Es ist der Fluch dieses Standes, daß ihm alles Gefindel zufließt, das anderwärts nicht unterkommen kann. Von diesen zweifelhaften Elementen müssen sich die Redakteure selbst befreien. Und der Weg, auf dem das zu geschehen hat, ist wohl nicht so schwer zu finden. Durch einen allgemeinen Appell an das Ehrgefühl erreicht man nichts, durch Ehrengerichte würde schon etwas zu machen sein. Wenn diese irgendwo notwendig sind, so sind sie es für die Berufsklasse der Redakteure. Man darf doch wohl eine Reinigung des Standes erwarten, wenn jeder Lump, der sich in der Presse breit macht, durch die öffentliche Erklärung eines Ehrenrats an den Pranger gestellt wird. Rechtsanwälte und Ärzte haben ja eine ähnliche Einrichtung, und wir glauben nicht, daß es unter ihnen nur annähernd so viele dunkle Ehrenmänner giebt, wie unter den Vertretern der Presse. Es ist hier nicht der Ort, die praktische Form dieser Einrichtung weiter zu verfolgen. Es sollte uns aber freuen, wenn diese Vorschläge auch nur den Anstoß zu Verbesserungen gäben.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen